Offener Schreibebrief von Lizzie Hanfstengel.

Ich hen mich schon oft driwwer gefuchst wie alles, daß der Philipp, was meinHosband is, so viel Schnuff juhse duht. Ich kann gar nit sehn, wie en Mann Fonn da dran hawwe kann, wann er sich die Nos immer so voll stoppe duht mit den dreckige Schnuff. Schon mehr wie hunnert mol hen ich deßwege zu ihn gesproche, awwer er sagt dann immer, er mißt den Schnuff hawwe un was en Mann brauche duht, das müßt er ewe hawwe. Ich hen ihm gesagt, es deht so ordinehr gucke, awwer das hot e nit so hawwe wolle; er hot gesagt, das wär all der Steil un die feinste Leut dehte den Schnuff juhse un iewen der King Edward hätt sei Schnuffbacks immer händig, daß er sich ein täckele könnt, un was der duhn deht, sell wär ahlrecht. Dodrinn hen ich doch e annere Appinjien gehabt, awwer dieselwe Zeit hen ich doch gesehn, daß ich den Weg nit an ihn komme könnt. Ich hen in die erschte Lein emol driwwer nachgedenkt, wie ich den Kunne am Beste sickse könnt un do hen ich mich en gute Drick ausgedenkt. Wisse Se, wann mir uns zu unser Miehls an den Tehbel hocke duhn, dann is immer die Schnuffbacks newig den Philipp sein Pleht un do hen ich gedenkt, sell is meine Tschens. Ich hen mich ganz heimlich die Schnuffbacks geschweipt un hen den Battem lus gemacht. Dann hen ich se widder ganz heimlich, mitaus daß er ebbes genohtist hot, hingestellt. An sellem Mittag hen mer Pohrkrohst for Dinner gehabt un den gleicht der Philipp arig gut. Wie er sich en große Tschonk getäckelt gehabt hot, do hot er sich in Posischen gesetzt un hot alliwwer geschmeilt. Dann hot er sich in Posischen gesetzt un hot alliwwer geschmeilt. Dann hot er sei Schnuffbacks am Wickel kriegt for sich en Schnuff zu genehmige, awwer wie er den Kowwer hot uffmache wolle, do is der Battem eraus gange un do dran hen ich gefickert. Awwer was gehäppend is, dodran hen ich nit gefickert. Der Schnuff is iwwer den ganze Tehbel gefloge un das mehrschte is uff den Rohst gefalle, awwer sei Pleht hot noch nit das geringste von kriegt. Do hen mir off Kohrs nicks esse könne, er awwer hot sich dran gemacht un sein Tschonk Miet gesse un hot sich gefreit wie alles. Ich sin so mähd gewese, daß ich ihn am Liebste den ganze Porkrohst an sein Eselskopp geworfe hätt. Ich hen gesagt: „Do host du widder emol den Pruhf, zu was das Schnuffe all fiehre kann. Jetzt host du unser ganzes Esse gespeult un dem arme Bennie is auch von den ekliche Schnuff in sei Augelche gefloge. Der Rohst hot mich en Dahler un sechs Schilling gekost un das ganze Geld un mein Batter bisseits is gewehst. Ich deht mich schehme, immer so en Stoff zu juhse." Do hot er awwer kein Wort gesagt, er hot ganz ruhig weiter gesse un wie er mit durch war, do sagt er, er mißt jetzt in den Stohr gehn for sich e neie Schnuffbachs zu kriege. Sell is all die Sattisfäckschen gewese, wo ich kriegt hen. Ich hen die Kids un mich noch e paar Pothetes gefreit und e paar Ehts gebeult, bitahs hungrig hen mer doch nit gehn könne. Awwer ich hen mein Meind ufgemacht, daß ich ihn von den böse Häbbit kurire wollt. Ich sin am Nachmittag, wie ich mei Ditsches gewasche gehabt hen un mei Kitschen widder uffgethrehtent hatt, zu die Missus Wedesweiler gange un hen mit die emol iwwer mein Trubel gesproche. Well, hot se gesagt, wann ihr Mann schnuffe odder tschuhe deht, dann deht sie noch keine Minnit bei ihn stehn; sie könnt noch eher stende, wann en Mann alle Dag en Duft hätt, als daß er so böse Häbbits hätt. Wie ich das gehört hen, do hen ich noch schlechter aefiehlt, wie vorher, un ich hätt am Liebste den Phil gar nit mehr angeguckt odder wär von ihn fortgelaufe. Ich hen gesagt: Wedesweilern, hen ich gesagt, ich muß das Häbbit breche odder ich will den Riesen wisse wei. Die Wedesweilern hot gesagt, sie könnt mich nit for blehme un sie wollt mich essiste, so viel wie se könnt. Se hot mich dann den Ettweis gewwe, in sei Schnuffbacks e wenig Pepper zu mickse un dann deht er schuhr sick un teiert von den Schnuffe wer'n. Sie hätt auch noch e Pauderche, wann ich da etwas von juhse deht, dann deht er nie nit mehr nach Schnuff frage. Ich sollt awwer kehrfull sein, daß nicks häppene deht un sollt in die erschte Lein die Kids nicks von sage, bikahs als e Ruhl, dehte die nor an Stoff aehn wo dehnscheres is. Ich hen mich das Pauder gewwe lasse un sin heim. Der Philipp hot noch bei den Wedesweiler in den Saluhn gehockt. Morgens befohr daß der Philipp aus den Bett is, hen ich den Pepper un das Pauder in sei Schnuffbacks gedahn un hens ordentlich uffgemickst un dann hen ich gewatscht. Wie er in das Deiningsruhm komme is, hot er zuerscht sich en Schnuff getäckelt un hot gesagt „Ahhh" sell is awwer en feiner Stoff. Von den muß ich mich gleich ebbes hohlfehl kriege. Sie könne sich denke, daß ich mich gewunnert hen. Bei Galle, hen ich zu mich gesagt, is denn der Feller schon so abgebrüht, daß der strenge Stoff kein Effekt mehr an ihn hot? odder mehbie hen ich vielleicht nit genug gejuhst. Wie er emol autseit den Ruhm gange is, do hen ich noch e ganze Lohd von den Pepper in die Backs gedahn un wie er widder in den Ruhm komme is, do hot er off Kohrs reiteweg widder den Schnuff getäckelt. In dieselwe Minnit wie er ihn in sein Riechkolwe buchstawiert hot, do hot er en Schrei gelosse, als wann ihn einer mit e Pitschfohrk getickelt hätt, un is den lange Weg hingefalle. Do sin ich awwer doch geschkehrt gewese. Ei tell juh, er hot ganz schrecklich angewwe un hot in einem fort gehallert, er wär gepeusend. Als e Ruhl is keins von die Kids da gewese un ich hen also selbst zu den Dackter laufe misse. Es hot mich ebaut e halwe Stund genomme, bis ich widder heim komme sin un ich hen den Dackter gleich mitgebracht. Awwer was wer'n Se denke, der Philipp is gar nit mehr do gewese! Ich hen iwwerall for ihn gehont, awwer ich hen ihn nit finne könne. In mein nächste Brief will ich Ihne sage, was sonst noch gehäppend is.

Mit beste Riegahrds
Juhrs
Lizzie Hanfstängel.

Treue Pflichterfüllung.

Der Wirth im „blauen Hirsch" zu Langendorf hat einen Hund, der geradezu ein Muster aller Wirthshaushunde ist. Er begrüßt jeden eintretenden Gast mit frohem Gebell, hebt heruntergefallene Handschuhe und ähnliche Gegenstände auf, kratzt von vorgehaltenen Cigarren die Asche ab (manchmal auch die halbe Cigarre), kurz, er macht die erstaunlichsten Sachen. Seine Glanzleistung ist aber, wenn ein Gast ihm ein Fünfpfennigstück schenkt und Schupfel, so heißt nämlich das Prachthundevieh, dieses in seine Sparbüchse thut, welche neben seiner Lagerstätte in einer Ecke der Wirthsstube steht. Meistens lassen die Herren ihm eine Schüssel voll Bier gießen und werfen dann das Geldstück hinein. Schupfel sauft dann erst die Schüssel bis zum letzten Tropfen leer und holt dann die Münze heraus.

Kehren da einmal zwei Herren aus der nahen Stadt im „blauen Hirsch" ein, welche schon viel von den Talenten Schupfel's gehört haben und ihn selber einmal auf die Probe stellen wollen. Auf die Frage nach dem Hunde bricht aber die Wirthin in ein lautes Jammern aus. „Nee, denken Se sich bloß amal an, des arme Hundel! Vorgestern hat ihm a Herr an Sechser drüben in 'n Dorfteich g'schmissen, uno nu sauft das arme Viechel schon zwei Tage immerzu lauter Wasser. Der stirbt mir sicher an der Wassersucht!"

Riesenhöhle in der Schweiz.

Eine Höhle, die, wenn sie gut bekannt sein wird, zu den schönsten in Europa zählen dürfte, ist in der Schweiz soeben zum ersten Mal erforscht worden. Ihr Eingang liegt nahe bei dem Dorfe Stalden im Muottathale, nicht weit von Schwyz, am Fuße des Pragel. Ihre Erforschung war schon oft versucht worden, aber die Wassermengen, die Steilheit der Abhänge, das niederstürzende Gestein hatten sie bisher verhindert. Vier kühne Alpinisten aus Zürich haben nun soeben eine große Entdeckungsfahrt in diese Höhle unternommen. Mit Lebensmitteln für acht Tage, 5000 Meter langen Seilen, Leitern und Acetylenlampen ausgerüstet, sind sie in die Grotte eingestiegen und erst nach 2 Tagen Mittags wiedergekommen. Die Bewohner Staldens schickten sich gerade schon an, die Verlorengeglaubten zu suchen. Die Forscher haben sich von Schlund zu Schlund, von Saal zu Saal bis zu einer Entfernung von 2750 Metern vom Eingang vorgewagt. Bei dieser Entdeckungsreise von sechsundvierzig Stunden haben sie eine Fülle von Naturschönheiten gefunden: Säle, die wundervoll mit Stalaktiten geschmückt sind, und unterirdische Gießbäche, die mächtig genug sind, um Sägewerke zu treiben. Diese Resultate haben sie für die Anstrengungen und Wagnisse ihrer Forschung, die nicht ohne Gefahr war, reichlich entschädigt.

Seltsame Tanzstatistik.

Ein französischer Statistiker hat ausgerechnet, daß ein gewöhnlicher Walzer für jeden Tänzer einen Weg von 1200 M. darstellt. Das ist der längste „Tanzweg", wenn man die Quadrille ausnimmt, deren vier Figuren, zusammengenommen, je der acht Personen, die sich daran betheiligen, fast zwei Kilometer machen lassen. Unter den Einzeltänzen kommt nach dem Walzer die Mazurka, die 950 M. repräsentirt; die Polka — 900 M, und der Vierschritt — kaum 800 M. Das ist noch nicht alles: unser Statistiker ging noch weiter. Er hat, auf Erfahrungen gestützt, berechnet, daß auf einem großen Ball, der etwa um 10 Uhr Abends beginnt, um gegen 5 Uhr Morgens zu enden, eine Person, die an allen Tänzen, auch am Schlußcotillon theilgenommen hat, nicht weniger als 56,000 Schritte machen mußte, was 38 Km. repräsentirt, d. h. so viel, wie 25 englische Meilen.

Auf hellem Grunde sieht man auch den kleinsten Fleck.

Der Papagei.

Humoreske von W. S.

Als Frau Lina Richter in Gesellschaft ihrer Schwester an den Ufern des Lake Hopatcong weilte und dort wohlgemuth Natur kneipte, kaufte ihr lieber Mann eines Tages in fröhlicher Strohwittwerlaune einen Papagei.

Herr Fritz Richter quartirte den gesprächigen Vogel sofort im Empfangszimmer ein und fand bald aus, daß der neue Hausgenosse recht geläufig plattdeutsch sprach. In übler Laune gab er sogar mit Vorliebe seinen Unmuth in den vielen Kraftausdrücken des niederdeutschen Idioms kund. Diese Ungezogenheit machte übrigens Herrn Fritz weiter keine Sorge, da er ja wußte, daß sein Frauchen — eine Schwäbin vom reinsten Wasser — die plattdeutschen Scheltworte nicht verstehen würde.

Nun beabsichtigte Herr Fritz Richter, gleich nach der Rückkehr seiner Frau eine Reise nach Deutschland zu machen, auf der ihn sein Intimus Franz Hubert begleiten wollte. Aber — der Eifersuchtsteufel plagte ihn ganz bedenklich, und lange sann er darüber nach, wie er sein hübsches Weibchen während seiner Abwesenheit vor etwaigen Anfechtungen bewahren könnte. Beim Anblick des Papagei's fiel ihm plötzlich ein schlauer Plan ein, und zu seinem Freunde sagte er: „Damit will ich meine Frau überraschen, wenn sie morgen zurückkommt, ihr aber auch erzählen, der Papagei sei so vorzüglich abgerichtet, daß er nicht nur jedes gehörte Wort sofort nachsprechen kann, sondern daß er mir auch Alles gewissenhaft ausplappern wird, was während meiner Abwesenheit hier im Hause passirt — was Lina täglich thut, wohin sie geht und wer sie besucht. Meine Schwester hat nämlich versprochen, mir genau darüber zu berichten."

„Sage, Fritz," spottete Franz, „bist Du wirklich so naiv, daß Du denkst, Deine Frau glaubt Dir das?"

„Warum nicht? Sie ist ja so abergläubisch!"

„Nun, wir werden ja sehen," erwiderte Franz. „Schade nur um den hübschen Vogel."

„Wieso?"

„Deine Frau wird ihm natürlich sehr bald den Hals umdrehen!" erklärte Franz lachend.

* * *

Als die reizende junge Frau am nächsten Tage ihrem Gatten in die Arme flog und von ihm auf den Papagei aufmerksam gemacht wurde, war sie hocherfreut über das originelle Geschenk.

Lachend trat sie an den Käfig heran und lockte den Papagei mit Schmeichelnamen, die er aber höchst ungnädig aufnahm, indem er weidlich zu schimpfen anfing:

„Döskopp, Schaapskopp, dummerhafte Deern" — und andere Liebenswürdigkeiten.

„O, Fritz, schimpft er nicht?" fragte sie ängstlich.

„Nur wenig, was er so von den Matrosen gelernt hat," erwiderte er schnell. „Was er hört, spricht er gleich nach!"

„Sieh' 'mal," rief sie, „wie aufmerksam er zuhört — als ob er Alles verstehe, was Du sagst!"

Die Gelegenheit war günstig für Fritz und mit der ehrlichsten Miene log er seiner Frau nun die an Hellseherei grenzenden Eigenschaften des merkwürdigen Vogels vor.

„Und Du glaubst solchen Unsinn, Männchen?" fragte sie lachend, dabei aber doch den Papagei etwas mißtrauisch anblickend.

„Gewiß glaube ich es!" erklärte er sehr entschieden.

„Nun, von mir wird er jedenfalls nichts Unrechtes ausplaudern können," erklärte die Frau ruhig.

Am Nachmittag erhielt Frau Lina den Besuch ihrer intimsten Freundin, Fräulein Mamie Stahl.

Natürlich mußte auch sie den klugen Papagei bewundern und Frau Lina berichtete, was ihr Mann von dem Vogel erzählt hatte.

„Und Du glaubst solchen Blödsinn, Lina?"

„Nein, aber ich lasse ihn in dem Wahn, daß ich es glaube, denn er ist schrecklich eifersüchtig."

„Lächerlich, kindisch!" rief die Freundin. „Weißt Du, Lina, was wir thun? Wir schlagen den Herrn Gemahl mit seinen eigenen Waffen — lass' mich nur machen!" Am nächsten Morgen begab sich Fritz Richter schon frühzeitig mit seiner Frau auf den Dampfer, der ihn und seinen Freund Hubert der alten Heimath zuführen sollte. Fräulein Mamie war auch da und es fiel auf, daß sie sich lange angelegentlich mit Freund Hubert unterhielt . . . .

* * *

Frau Lina fühlte sich nach der Abreise ihres lieben Fritz sehr einsam und das fortwährende Schreien und Schimpfen des vielgepriesenen Papageis machte sie noch verstimmter. Als sie dies eines Tages der Freundin klagte, rieth Mamie energisch:

„Verkaufe oder verschenke doch das Scheusal."

„Das darf ich nicht — es würde ihn zu sehr ärgern. Er wollte mir eine Freude damit machen."

„Ich glaube nicht, daß er sich ärgern wird. Im Gegentheil, er wird Dir noch dankbar sein, daß Du den Papagei fortgeschafft hast," erklärte Mamie und sprach lange auf die junge Frau ein, die schließlich beifällig mit dem Kopfe nickte . . . .

Einige Wochen darauf kehrte Fritz Richter wohlgemuth zurück und wurde jubelnd von seinem überglücklichen Weibchen empfangen.

„Nun, Mäuschen, wie ist es Dir ergangen?" fragte er zärtlich.

„Gelangweilt habe ich mich, Fritz — es war gar zu einsam hier ohne Dich!"

„Du hattest aber doch immer meine Schwester bei Dir — und dann den Papagei, den hätte ich beinahe vergessen! — Wo ist er?" fragte er, sich umsehend.

„Der Papagei? — Den habe ich verschenkt," antwortete sie gleichgültig.

„Was, verschenkt? Wie durftest Du es wagen, meinen Papagei zu verschenken?"

„Ich konnte es nicht länger ertragen — ihn um mich zu haben," erwiderte die kleine Frau. „Er schrie und schwatzte über Alles, was er hier sah — nichts war ihm recht. Und, Fritz, ich fürchtete auch — er würde Dir Lügen über mich erzählen, denn — er kann schrecklich lügen."

„Unsinn!" schrie Fritz, den der Eifersuchtsteufel wieder zu kitzeln begann. „Ein Papagei kann nicht lügen! Du hast wahrscheinlich ein böses Gewissen!"

„Wie kannst Du nur so etwas sagen," schluchzte sie. „Ich habe ihn ja nur verschenkt — weil er immer so häßliche Lügen über — Dich erzählte."

„Ueber mich, wie konnte er Lügen über mich erzählen? Das ist nicht wahr! Was soll er denn erzählt haben? Ich bin wirklich neugierig!"

„Die erste Lüge betraf Eure Ankunft in Hamburg," begann Frau Lina muthig. „Du wärest gleich nach einem Concertgarten auf der Uhlenhorst gefahren — hättest dort einer Kellnerin wegen Streit gehabt und die Polizei habe Dich einstecken wollen. Ist der Papagei nicht ein böser Lügner?"

Ein infames Thier!" betheuerte er.

„Einige Tage später plapperte er von Berlin —"

„Ich bin dort gar nicht ausgestiegen!"

„Der Papagei schwatzte aber doch."

„Du wirst Deinem Manne doch mehr glauben, als solch einem dummen Vogel!" rief Fritz, dem die Unterhaltung immer ungemüthlicher wurde.

„Gewiß, ich will Dir nur beweisen, wie verlogen der Schwätzer war. Du sollst dort sogar eine niedliche Choristin geküßt haben! Wirklich erschreckt hat er mich aber, als er von Frankfurt anfing —"

„Das ist genug — mehr als genug!"

„Du siehst nun aber doch ein, Schatz, daß ich den bösen Vogel los werden mußte, denn wenn er ähnliche Lügen über mich gefaselt hätte . . . ."

„Nein, mein Kind," versicherte Fritz, „die hätte ich ebenso wenig geglaubt, wie Du diesen Blödsinn über mich!"

„Dann hatte ich also Recht, als ich den bösen Vogel weggab?"

„Vollkommen Recht, Du hättest nichts Besseres thun können!"

Doch die kleine Schelmin fing noch einmal an: „Aber Fritz, die schlimmste Lüge hast Du noch nicht gehört! In Frankfurt —"

„Ich will nichts weiter hören, Lina, rief er, wüthend aufspringend. „Das elende Vieh soll mir die Freude des Wiedersehens nicht noch länger stören!"

Als sein Frauchen mit heimlichem Lachen das Zimmer verlassen hatte, ging er sehr nachdenklich auf und ab. Wie konnte nur seine Frau Wind von den kleinen Eskapaden in Hamburg, Berlin und Frankfurt bekommen haben . . .? Plötzlich schlug er sich vor die Stirn — die Lösung des Räthsels war gefunden!

„Franz, der Spitzbube, ist der Verräther!" rief er triumphirend. „Darum hatte er so häufig an Mamie geschrieben! Aber warte nur, mein Junge, Rache ist süß! Der Papagei wird Mamie auch noch etwas von Deinen liderlichen Streichen zu erzählen haben!"

Wat segt he to sine Süper?

Was sagt er nun zu seinen Säufern? — soll ein Lieblingswort Moltke's gewesen sein. Wie Hermann Boll in der „Zeitschrift für deutschen Unterricht" angiebt, hat es mit diesem Wort folgende Bewandtniß: Friedrich der Große erklärte bei einer Besichtigung eines Dragonerregiments, der jetzigen Königin-Kürassiere, dem Obersten v. Schwerin gegenüber das Regiment für eine Bande von „Süpers". Schwerin warf den Pallasch in die Scheide und schwur, ihn niemals wieder für den König zu ziehen. Im zweiten schlesischen Kriege suchte der König den Obersten zu veranlassen, das Regiment wieder zu führen, aber dieser wies auf seinen Schwur hin. Der König erwiderte: „Dann kommandire Er mit der Reitpeitsche!" Am 4. Juni 1745 hatten die Dragoner bei Hoehenfriedberg Gelegenheit, den Tadel des Monarchen durch die That zu widerlegen. Sie ritten nämlich die österreichische Infanterie über den Haufen und marschirten mit 66 eroberten Fahnen und Standarten am König vorüber, während Schwerin mit der Reitpeitsche grüßend gesagt haben soll: „Wat segt hai nu tau sine Süpers?"

Die Aesthetik des Auges.

Unter allen Dingen, welche je den Schönheitssinn der Menschen zur Begeisterung entflammt haben, finden wir schöne Augen obenan. Die Phantasie der begabtesten Dichter hat sich erschöpft in der poetischen Beschreibung und im Preisen jedes einzelnen, sichtbaren Theiles dieses Organs und alle Kenner des Baues und der Verrichtungen des menschlichen Organismus stimmen darin überein, daß unser Körper nichts Schöneres und kunstvoller Gebautes aufzuweisen hat. Ja das Auge wird schöner gefunden als alles, was man damit sieht, oder wie der dasselbe mit einem Kristall vergleichende Dichter sagt:

Und doch ist, was er von sich strahlet,
Noch schöner, als was er empfing.

Selbst das häßlichste Gesicht bekommt durch schöne Augen etwas Anziehendes, und das entstellteste bleibt durch Erhaltung der Augen immerhin ausdrucksvoller, als ein schönes Gesicht mit leeren Augenhöhlen.

Was wir im einzelnen Falle ein schönes Auge nennen, läßt sich, wie alles Schöne, nicht genau definiren; aber es gibt gewisse Dinge, welche allgemein als Attribute eines schönen Auges gelten. Von diesen sollen hier die wichtigsten angegeben werden. Die erste Bedingung ist, daß beide Augen gleich sind und symmetrisch bewegt werden, d. h. nicht schielen, obgleich bei manchen ein leichtes Schielen als „interessanter Blick" gilt. Der senkrechte Durchmesser der Augenhöhlenöffnung darf nicht zu sehr gegen den horizontalen zurücktreten, damit das obere Lid eine gewisse Höhe hat. Ist dieses auch, wie meist bei jungen, weiblichen Individuen, dünn, mithin, wegen der durchscheinenden Gefäße und Muskelfasern, von rosiger Farbe und mit langen Wimpern versehen, dann bekommt das Auge dadurch, besonders beim Blick nach unten, einen unwiderstehlichen Zauber. Die Farbe der Wimpern ist hierbei jedoch nicht gleichgiltig, wenn auf das Ganze die Dichterworte

„Zieh' Deiner Augen Franzenvorhang auf"

passen sollen, da nur dunkel gefärbte Wimperhaare deutlich zu sehen sind, stark blonde dagegen in der Entfernung fast verschwinden. Die weibliche Toilettekunst weiß aber bekanntlich in solchem Falle, zum Glück für manche Berufszweige, Rath zu schaffen. Was von der Oeffnung der Augenhöhle gesagt ist, gilt auch von der geöffneten Lidspalte. Bei dieser muß übrigens auch der horizontale Durchmesser möglichst groß sein, denn nur so können die mit Recht als schön geltenden, sogenannten großen Augen entstehen. Die beliebteste Form der Lidspalte ist die nahezu runde, daher pflegen auch orientalische und andere Dichter die Augen ihrer Schönen mit denen der Gazelle, des Rehes oder der Taube zu vergleichen; jedoch auch andere Formen, mit Ausnahme der schlitzförmigen, können bei Erfüllung der eben erwähnten Bedingungen sehr schön sein, so z. B. das länglich ovale der Italiener und Spanier. Der Geschmack hat auch für die Größe der Augen nach oben wie nach unten eine bestimmte Grenze festgesetzt. Allzusehr aus der Augenhöhle und der Lidspalte sich hervordrängende Augen sind infolge ihres stieren Blickes (daher ihre Bezeichnung als Glotzaugen) und ihrer Annäherung an die Augenform gewisser nicht wegen ihrer besonderen Schlauheit bekannter Pflanzenfresser ebenso unschön, wie die an die Sehwerkzeuge eines ebenso bekannten Allesfressers erinnernden und vom Volksmunde auch nach diesem benannten Schlitzaugen. Die Schönheit der Augen leidet auch, was mit der Beschaffenheit der Augenhöhle zusammenhängt, durch zu starkes Einsenken derselben.

Was die Hornhaut betrifft, so ist der Grad ihrer Feuchtigkeit für das nothwendigste Attribut der Schönheit des Auges, nämlich für seinen Glanz — oder, wie man auch sagt, sein Feuer — von großer Wichtigkeit. Eine verhältnißmäßig trockene Hornhaut glänzt bei weitem nicht so wie eine normal befeuchtete. Deshalb pflegt eine freudige Gemüthsstimmung, weil sie mit lebhafterer Blutcirculation und somit besserer Drüsenthätigkeit und Schleimhautausschwitzung einhergeht, das Auge zu „verklären", während der auf die besagten Functionen entgegengesetzt wirkende Gram dasselbe „umflort". Nächst der Feuchtigkeit der Hornhaut ist für die Stärke und Größe des Reflexes auch die Größe der Pupille und die Farbe der Regenbogenhaut maßgebend, weil glatte, durchsichtige Flächen das Licht bei ganz dunklem Hintergrunde besser als bei weniger dunklem zurückwerfen. Daher haben die meist dunkelfarbigen Augen der Südländer mehr Feuer. Da aber die Pupille selbst naturgemäß dunkler ist als die dunkelste Iris, so pflegt jedes Auge bei weit geöffneter Pupille stärker zu glänzen.

Abgesehen von ihrem Feuer haben die Augen mit weiter Pupille überhaupt einen besonderen Liebreiz. In der augenärztlichen Praxis erlebt man daher nicht selten den Fall, daß jugendliche Schönen mit reizenden, gesunden Augen über plötzliche Sehstörung klagen. Man braucht nicht lange zu untersuchen, um hier die Wirkung des die Pupille zwar erweiternden, aber das Nahesehen für die Dauer einiger Tage störenden Atropins zu entdecken und durch ein Gegenmittel zu beseitigen. Es gibt jedoch auch Heldinnen, welche die Freude am deutlichen Sehen ihrer ästhetischen Ueberzeugung zum Opfer bringen und die Sehbeschwerden ohne Murren ertragen, offenbar in der Ueberzeugung, das Auge sei mehr dazu da, um gesehen zu werden, als um zu sehen.

Die Vorliebe für eine bestimmte Farbe des Auges (d. h. der Iris) ist bekanntlich Geschmackssache. Unter den unzähligen Farbenabstufungen gelten jedoch nur die reinen und bestimmten für schön. Seit den ältesten Zeiten werden immer drei Hauptfarben genannt: blau, grau und braun, oder blau, braun und schwarz (d. h. ganz tiefbraun). Je nachdem in einem Volksstamme die eine oder die andere Farbe vorherrscht, pflegt auch die Bevorzugung sich danach zu richten. Im blauäugigen Deutschland gilt daher das Sprichwort: blaue Augen Himmelsaugen, braune Augen Liebesaugen, schwarze Augen Diebesaugen. Die Symbolisirung der Augenfarben erklärt sich aus verschiedenen mehr oder weniger naheliegenden Vergleichungen und physiognomischen Thatsachen. „Der Augen Bläue bedeutet Treue", weil das Vergißmeinnicht auch blau ist, und weil sie etwas Sanftes und Vertrauenerweckendes haben. Grünlich schillernde Augen gelten als ein Zeichen der Schlauheit oder Falschheit, weil sie an die grün gefärbten Augen der Katzen erinnern (wie sie ja auch nach ihnen benannt werden), und diesen Thieren jene Eigenschaften zugeschrieben werden. Findet man grüne Augen schön, dann kann man sie als Nixenaugen bezeichnen.

Die Augenbrauen tragen zur Verschönerung des Auges bei, wenn sie dunkel gefärbt, lang, schmal und zierlich gebogen sind. Im Orient sind zusammenlaufende Augenbrauen beliebt, und der Pinsel muß der Natur stark nachhelfen. An der Schläfenseite nach oben geschwungene Augenbrauen geben dem Gesicht einen verschmitzten Ausdruck (Mephistophelesmaske).

Testament eines Sonderlings.

Zu den seltsamsten Testamenten gehört zweifellos das eines jüngst in San Francisco verstorbenen Mannes von spanischer Abkunft, Juan Pardo mit aNmen. Der Erblasser, welcher, wie es scheint, zeitlebens mit seinen Verwandten in Feindschaft gelebt hat, vermachte sein sehr beträchtliches Vermögen demjenigen unter ihnen, welchen er am meisten haßte. Er stellte als Bedingung der Annahme jedoch, daß der glückliche Erbe das ganze Jahr über pelzgefütterte Kleider — Weste, Hosen, Rock, Paletot und sogar Hut und Mütze sollten mit Pelz gefüttert sein — tragen müßte. Wofern er der Erbschaft entsagte, ging dieselbe unter der gleichen Bedingung an den nächsten Erben über und so immer weiter. Da der erste Erbberechtigte ein sehr corpulenter Herr ist, dessen Umfang durch die Pelzkleidung noch erheblich vergrößert wurde und er außerdem furchtbar unter der Wärme derselben litt, so hat er die Erbschaft thatsächlich schon nach 14 Tagen abgegeben. Diese Geschichte erinnert lebhaft an eine andere, die vor langen Jahren in den Zeitungen cursirte und derzufolge ein sehr reicher Mann seinen Erben die Bedingung auferlegte, Sommer und Winter in weißer Leinwand gekleidet zu gehen. Selbst der Frack sollte aus diesem Material bestehen. Die aus San Francisco berichtete Erbschaftsanekdote besitzt jedoch den Vorzug, wahr zu sein.

Der Sportsman im Parlament.

Eine amüsante und in den Tagen der großen Rennen sehr zeitgemäße Erinnerung bringt ein Pariser Blatt. Den größten pekuniären Erfolg brachte seit der Einführung des „Grand Prix" das französische Pferd „Gladiateur". Es schlug die Engländer immer. Es gewann zu Beginn der sechziger Jahre den Großen Preis von Epsom und den Grand Prix von Paris, und man schätzt die von diesem Renner gewonnenen Summen auf acht oder zehn Millionen Francs. Der Baron Lagrange, der glückliche Besitzer von „Gladiateur", war allein durch diese Thatsache eine große Berühmtheit geworden. Der Mann scheint nicht ohne Witz gewesen zu sein wie folgende Geschichte seines parlamentarischen Debuts beweist. Als er zum ersten Male in die gesetzgebende Körperschaft eintrat, erhob sich die Versammlung, die sich geschmeichelt fühlte, einen so berühmten Sportsman in ihrer Mitte zu haben, wie ein Mann und klatschte ihrem neuen Mitglied Beifall. „Wie schade ist es, daß die Pferde nicht Politik treiben, wir gut wären sie in dieser pferdefreundlichen Versammlung aufgenommen worden!" rief der Baron. Kurze Zeit darauf erhob sich ein Redner, der Besitzer einer schönen Sammlung von Edelsteinen war, um das Wort zu irgend einer Angelegenheit zu ergreifen. Da fing der neue Abgeordnete plötzlich an, ehe der Redner noch ein Wort hatte äußern können, mit der höchsten Begeisterung Beifall zu klatschen. Als sein Kollege ihn darauf einigermaßen überrascht ansah, erklärte er mit größter Seelenruhe: „Sie haben mir eben Beifall geklatscht, weil ich ein gutes Pferd besitze; gestatten Sie daher, daß ich nun meinerseits Ihnen auch meinen Beifall für Ihre schöne Diamantensammlung bezeige!"